

Franz Libermann, Jude und Christ

Ein Leben unter dem Anruf Gottes

Von Jan Heijke CSSp, Gemert (Holland) N.-Br.

*„Jude zu sein ist eine große Ehre für den,
der das Glück hat, Christ zu sein“¹*

Ein Grundgedanke unseres heutigen ökumenischen Denkens ist zweifellos der, daß auch im Christentum der Reformation bestimmte religiöse Werte nicht nur bewahrt, sondern in besonders intensiver Weise gepflegt und weitergebildet wurden, Werte, die zwar in der katholischen Kirche niemals verloren gingen, aber vielleicht doch nicht ebenso reich und ebenso intensiv entwickelt und gestaltet wurden. Wenn wir die Sehnsucht nach der Vereinigung der getrennten Christenheit in uns tragen, dann darf sich dieses Verlangen mit Recht auch aus der Überzeugung nähren, daß eine Vereinigung nicht nur für unsere jetzt noch getrennten Brüder, sondern ebenso sehr für uns selbst, für die Mutterkirche, eine Bereicherung und Beglückung bedeuten würde.

Vor dieser Spaltung der Christenheit aber und vielleicht als deren Grund² gibt es noch ein anderes „Schisma“: die Trennung von Synagoge und Kirche. Unzweideutig hat der heilige Paulus darauf hingewiesen, daß, wenn schon der Unglaube Israels durch göttliche Fügung der Heidenwelt den Reichtum der Offenbarung geschenkt habe, der Glaube Israels und sein Bekenntnis zu Christus auf eine noch viel wunderbare Weise einmal den Reichtum der Kirche vermehren werde (Röm 11, 12. 15). Paulus denkt dabei an Israel als Ganzes, als Volk. Aber damit ist doch gesagt, daß auch heute noch in diesem Volk lebendige Kräfte und Werte zu finden sind, die Israel als Brautschatz in die künftige Vereinigung mitbringen kann. Unsere getrennten Brüder, die Juden, schöpfen ihre Spiritualität aus einer Tradition, die im Alten Testament ihren Ursprung hat. Sie haben ihre ganze religiöse Kraft und Innerlichkeit auf die Offenbarung des Bundes gerichtet, der in der hebräischen Bibel seine Verfassungsurkunde besitzt. Zwar „ist ihr Denken erstarrt. Bis zum heutigen Tag liegt ein Schleier (über ihrem Angesicht), wenn sie das Alte Testament lesen. Er wird nicht fortgenommen, Christus allein vermag es. Bis heute liegt ein Schleier über ihrem Geist, wenn Moses vorgelesen wird. Erst wenn es (Israel) sich zum Herrn bekehrt, wird der Schleier fortgenommen“ (2 Kor 3, 14—16). In der Einsamkeit und Isolierung ihrer Verbannung haben sie aber für uns einen geistlichen Reichtum entfaltet und behütet, der bei der Vereinigung unserer Wege die Schätze und den Jubel der Kirche vermehren würde. Und man darf erwarten, daß, wo immer „sich einer zum Herrn bekehrt und der Schleier von seinen Augen hinweggenommen wird“, etwas von diesen echten Werten für die Kirche frei wird.

¹ Fr. Ozanam, zitiert nach R. Sch wob, in: *Les Juifs, ouvrage collectif*, Paris 1937, S. 321.

² Vg. H.-U. v. Balthasar: *Einsame Zwiesprache. Martin Buber und das Christentum*. Köln 1958, S. 107.

Zweifelsohne gab es in der religiösen Geschichte des Judentums Zeiten, in denen eine fanatische und erstarrte Auffassung der Gesetzestreue das geistliche Antlitz des jüdischen Menschen oder der israelitischen Gemeinschaft bestimmte. Doch unter dieser Haltung schlummern noch andere Potenzen, die seit den Propheten zumindest im Verborgenen vorhanden und wirksam sind. Eine dieser dem Prophetenvolk verliehenen Gnaden ist wohl das Erlebnis der ZEIT als des bevorzugten Punktes der Begegnung mit Gott³.

Auf den Höhepunkten seiner religiösen Geschichte weiß der vom Geist des Alten Testaments durchdrungene Israelit, daß man Gott im Jetzt der Zeit, in der Situation, und nicht so sehr im Raum oder im Gegenständlichen findet. Der Augenblick und die Taten sind heilig, sollen es jedenfalls sein. Der Glaube an einen räumlichen Tempel und in der Himmelssphäre thronenden Gott fehlt im Alten Testament zwar nicht. Man weiß auch, daß Gott sich dem Menschen im Institutionellen verbindet, in der Liturgie, in den Ämtern, an Kultstätten und im verheißenen und ererbten Land. Doch bei aller Wertschätzung vorgeschriebener sakraler Verhaltensweisen lebt der gläubige Israelit doch in dem Bewußtsein, daß der eigentliche Ort der Begegnung mit Gott im Augenblick liegt, in den stets sich wandelnden Situationen seines Lebens. Sein Gott hat sich nicht zur Ruhe gesetzt, sondern greift immer wieder von neuem in die lebendige Geschichte der Menschen ein; Er kennt keine Routine und keinen Stillstand. Wer sich von Seiner Hand ergreifen läßt, weiß, daß er stets von neuem in unerforschte, noch niemals begangene Gebiete geführt wird⁴. Je von neuem findet der Glaubende den je Gegenwärtigen in den stets neu erscheinenden Lebenssituationen; immer wieder vernimmt er in anderer Weise Gottes Anruf, in der Sprache der unvorhergesehenen, veränderten Umstände. Wer so glaubt, für den ist Treue gegen Gott nicht gleichbedeutend mit Zähigkeit im Durchführen eines einmal in Angriff genommenen innerweltlichen Unternehmens; Treue heißt für ihn: Treue zu einer Person, zur Person Gottes, der alles Gegenständliche und jedes Werk transzendiert und mit ihnen nicht zu identifizieren ist. Wer sich auf ein einmal entworfenes Modell, nach dem er Gott dienen will, festlegen oder an einer Aufgabe, die man für alle Zukunft genau umschrieben hat, hartnäckig festhalten würde, der kann so weit kommen, daß er sich hinter diesem Modell und hinter dieser Aufgabe gegen den Anruf Gottes verschanzt. Mit dem Hinweis auf einen früher vernommenen Ruf Gottes sucht man einen neuen Anruf zum Schweigen zu bringen. Man versucht das Drängen der Gnade dadurch unschädlich zu machen, daß man Gott dort einen Platz anweist, an dem man sich selbst wandermüde niedergelassen hat. Der Tagesbefehl des abenteuerlichen Gottes trifft den Menschen beschäftigt an: „Ich bitte dich, halte mich für entschuldigt . . .“ (Lk 14, 18). Man ersetzt die echte Religiosität, die in dem bedingungslosen Sich-Gott-zur-Verfügung-Stellen, in einem immer feiner abgestimmten Hören auf Seinen Anruf besteht, durch einen selbstentworfenen Dienst für Gott, durch die sichere und gewissenhafte Handhabung des Status quo, durch die

³ Vgl. A. N é h e r, *L'Essence du Prophétisme*. Paris 1956; Abraham Joshua H e s c h e l, *The Sabbath*. New York 1951 (französ. Übersetzung: *Les Bâisseurs du temps*. Paris 1957; dort S. 105: „Das Judentum ist eine Religion der Zeit, ausgerichtet auf die Heiligung der Zeit“).

⁴ Vgl. M. B u b e r, *Der Glaube der Propheten*. Zürich 1950; vor allem: JHWH und der Baal, S. 104–117.

Geborgenheit im Vertrauten und Übersichtlichen. Die Chance, daß die Initiativen des Exodus-Gottes einen solchen Menschen noch aufbruchbereit, „die Hüften gegürtet, Schuhe an den Füßen und den Stab in der Hand“ (Ex 12, 11), und disponibel antreffen, schwindet immer mehr. Auf einen solchen Menschen, der ganz und gar in seinen frommen Beschäftigungen aufgeht, kann Gott nur sehr schwer Seine Hand legen. Er hat sich fest eingegraben, und das Sich-sicher-Fühlen bei dem Unternehmer-Gott (der allein den Weg in das Land, das er uns versprochen hat, vollkommen kennt) hat einem ängstlichen Sich-Abschirmen Platz gemacht. In kleingläubiger Berechnung zieht er das Sichere dem Ungewissen vor. Sorgfältig entfernt er das Unvorhergesehene und Unvorhersehbare von seinem Lebenshorizont. Und Gott, der den Menschen als Bundespartner braucht, wird an der Ausführung seines Heilsplanes gehindert.

Nichts widerspricht der alttestamentlichen Religiosität mehr als solche Haltung. Schon die Propheten haben sie aufs schärfste gegeißelt. Wo Israel, statt auf Gott zu horchen, Ihn mit einer zum Betrieb gewordenen Religion abzufinden und seine Zukunft selbst zu sichern suchte, da haben sie es des Treubruchs bezichtigt. Aber immer wieder gab es auch solche, die aus jenem Ideal der Anrufbarkeit im Glauben lebten, wie es im 11. Kapitel des Hebräerbriefes, wo von den Heroen des Glaubens im Alten Bund die Rede ist, erschütternd geschildert wird. Es gab sie in allen Jahrhunderten des Judentums bis in unsere Tage. Die grausamen Ereignisse der jüngsten Zeit, die zu einer Dezimierung des europäischen Judentums führten, haben es gezeigt. Einer von denen, die an Abraham „den Vater aller Glaubenden“ erinnern (Röm 4, 16), ist François-Marie-Paul Libermann, eine der eindrucksvollsten religiösen Gestalten des letzten Jahrhunderts. Er verdiente gerade heute eine stärkere Beachtung. Denn er lehrt uns, was wir alle so notwendig haben: die Hingabe an Gottes Führung in den großen Umbrüchen der Gegenwart.

Das jüdische Elternhaus

Er kam von weit her: aus einer jüdischen Welt, die damals regungslos gefangen schien im Begriff eines lethargischen Legalismus. Aus einer Welt, in der, religiös gesprochen, die Zeit zum Stillstand gekommen zu sein schien. Er wurde am 12. April 1802 als Joegel Samson im Judenviertel von Saverne (Elsaß) als sechster Sohn von Libermann Samson⁵ und Hindel Jakob geboren. Sie wohnten in der Jidengasse gleich bei der Synagoge. Der Vater, Talmudist und Kantor, später Rabbiner (1806), fand im Studium und im Auslegen des Talmud nahezu sein Tagewerk. Er hatte zwei Jahre nach seiner Eheschließung mit den übrigen Juden des Landes die französische Staatsbürgerschaft erhalten (1791). Aber wie viele überlieferungstreue Juden jener Tage legte er keinen Wert auf diese Gleichstellung. Enthielt diese Gunst der zivilen Obrigkeit nicht eine versteckte Aufforderung, das Judentum selbst zu verleugnen? Nationalität und religiöses Bekenntnis waren für diese Menschen dasselbe; einen

⁵ Vor der Namensregelung durch Napoleon im Jahre 1808 trugen die jüdischen Familien als Nachnamen den Beschneidungsnamen des Vaters, des Familienoberhauptes, in unserem Fall: *Samson*. Im Jahre 1808 nahm man den Nachnamen *Libermann* an, der gleichzeitig ein üblicher deutscher Name und der Beschneidungsname von Vater Libermann selbst war (Libermann = Lazarus). (Diese Angaben verdanke ich P. J. Letourneur CSSp.)

Unterschied zwischen zivil oder profan einerseits und religiös andererseits gab es für sie nicht. Ihr „bürgerliches Gesetz“ war bis dahin immer das Gesetz des Moses gewesen, so wie es von den Rabbinern interpretiert wurde. Die Religion war für die Gesetzestreuern mit allen Einzelheiten des täglichen Lebens unauflöslich verwoben: Aufstehen und Schlafengehen, Kleidung und Sprache, hygienische Praktiken und Lektüre, Jahresberechnung und Eigennamen, Geschirr und Mahlzeiten, Kalender und Rhythmus der Zeit (Sabbate, Festtage), Familienverhältnisse, Ehemündigkeit, Berufe, Zeremonien bei Begräbnis und Geburt. Die Geschlossenheit dieser religiös-profanen Welt bedeutete in sozialer Hinsicht strengste Isolierung von allem Nicht-jüdischen und verstärkte in steter Wechselwirkung immer mehr die Reflexion und die Konzentration auf die eigene jüdische Vergangenheit, auf das eigene Judentum. Die Außenwelt zeigte der jüdischen Gemeinschaft im Elsaß nur ihr grimmiges Gesicht. Als der kleine Joegel drei Jahre alt war, stand der Antisemitismus in Blüte. Überall in der Gegend gab es Krawalle, und in den Zeitungen konnte man heftige Angriffe gegen das Judentum lesen. Vater Libermann allerdings las aus religiösen Gründen überhaupt keine Zeitung; gegen die Lektüre in einer profanen Sprache hegte er einen heiligen Abscheu, als handele es sich um Pornographie. Aber die jüdenfeindlichen Umtriebe waren sicher so weit zu ihm durchgedrungen, daß er vorsichtshalber die Abschließung der Seinen noch etwas verstärkte. Auch war es ihm zu Ohren gekommen, daß Napoleon auf seinem Weg durch das Elsaß überall johlenden Demonstranten begegnet war, die deutlich ihre Abneigung gegen die Judenviertel zeigten. Angsterfüllt und zugleich mit der Gelassenheit des Glaubens wird man in jenen Tagen in den jüdischen Familien wieder die Geschichte von den blutigen Saverner Judenverfolgungen der Jahre 1338 und 1349 erzählt haben. Und voll Entrüstung dachte man daran, wie man einige Jahre nach der Emanzipation der Juden den Befehl erhalten hatte, die Grabsteine mit den heiligen hebräischen Aufschriften von den Gräbern zu entfernen (1794 und 1797). Die Geborgenheit und heilige Abgeschlossenheit des Judenhofs von Saverne war eine Oase in dieser heidnischen, feindseligen, gottverlassenen Welt. In einer fast klösterlichen Gemeinschaft lebten die Juden hier als eine Art verheirateter Mönche, eingegliedert in eine eigengesetzliche heilige Ordnung. Nach dem Aufruf des Klopfers eilten jeden Morgen und jeden Abend die volljährigen „Söhne des Gesetzes“, in ihren Tallit (Gebetsmantel) gehüllt, zur kleinen, dumpfen Synagoge. In dem engen Gebetshaus sang man dann die ehrwürdigen und reichen Gebetstexte, mit dem üblichen langen Aushalten der Töne und den vorgeschriebenen rituellen Körperbewegungen. Dann ging man langsam, die Schritte verkürzend, nach Hause, eingedenk der Worte aus dem Buche Job: „Während du nun alle meine Schritte zählst“ (14, 16). Eine mindestens ebenso wichtige Rolle spielte die Familienliturgie, die Kraft des jüdischen Lebens aller Zeiten. Wenn die Mutter am Freitagabend die Kerzen angezündet hatte, wenn sie die Hände um die aufflackernde Flamme legte und ein kurzes Gebet sprach, dann kam es allen wieder zum Bewußtsein, was es bedeutete, ein Jude zu sein, und man war überzeugt, daß es gut so war. Die Intimität des liturgischen Familienlebens hinterließ so tiefe und nachhaltige Gemütseindrücke, daß dem kleinen Libermann die unselige Scheidung zwischen profan und religiös für immer unmöglich vorkam, eine Wohltat, die während seines ganzen Lebens wirksam geblieben ist.

Doch die Kraft, die von dieser Weibe und religiösen Familienatmosphäre hätte ausgehen können, wurde leider durch den dünnen Legalismus, in dem das elsässische Judentum damals versandet war, vereitelt. Die religiöse Sorge dieser Gemeinschaft hatte sich mehr und mehr auf die vorgeschriebenen Werke als solche beschränkt, und man war in eine „Spiritualität“ ihrer pünktlichen Verrichtung abgeglitten. Der lebendige, aufrüttelnde Gott hatte sich hinter dem gewaltigen Bauwerk verselbstständigter Direktiven rabbinischer Talmudauslegung, von Sjulchan Aruch und toter Kasuistik zurückgezogen. Nicht mehr Gott, sondern die rituelle Verpflichtung war zum Lebenspartner geworden, und der Gläubige wanderte nicht mehr mit dem unvorhersehbaren und unberechenbaren Gott, sondern trug stoisch die Last der unbeweglichen Vorschriften. Zwar war der Lebensweg dadurch übersichtlicher geworden und bis in Einzelheiten geregelt; der Einfallsreichtum und die Kraft des Geistes hatten kein anderes Betätigungsfeld als die Kasuistik und die Talmudgesetzlichkeit. Aber die Lebensfrage des jüdischen Menschen nach dem Ziel des Weges, auf dem man unter Gottes Führung aufgebrochen war, wurde nicht mehr gestellt. Alles war ein für allemal festgelegt und umschrieben, und zur Erhellung einer neuen Lebenssituation brauchte man nur die Seite umzuschlagen.

In der Treue zu dieser Lebensordnung wurde Joegel Libermann erzogen. Als Fünfjähriger hatte er mit dem Talmudstudium begonnen, und schon bald mußte er sich mit den lernbegierigen Bachurim oder jungen Talmudeiferern messen, die in der Wohnung der Libermanns Unterkunft erhalten hatten, um sich unter Anleitung des frommen und beschlagenen Rabbiners täglich in der heiligen Wissenschaft weiterzubilden. Joegel blieb kein müßiger Zuschauer. Vor allem nach seiner religiösen Volljährigkeit (1815) warf er sich mit Leib und Seele auf das Studium und die Erfüllung der größtenteils zum „Betrieb“ gewordenen Gesetzesfrömmigkeit. Der fromme, aber in allem, was das Gesetz betraf, unerbittliche Rabbiner fand in der peinlichen Beobachtung und in der Gesinnung seines Sohnes Joegel eine wohltuende Entschädigung für die Enttäuschung, die seine anderen Söhne ihm bereitet hatten. Verleitet durch den Ruf des aufgeklärten Judentums nach Emanzipation waren sie einer nach dem anderen aus dem Vaterhaus weggezogen und der Überlieferung der Vorfahren untreu geworden. Samson, der älteste, war endgültig den Weg der Aufklärung gegangen. Er hatte das Bakkalaureat erworben und studierte nun in Deutschland Medizin. Felick, Buchbinder, stand im Begriff, in Leipzig ein protestantisches Mädchen zu heiraten. So sollte wenigstens Joegel die heilige Überlieferung weiterführen und das Geschlecht dem Glauben erhalten.

Unter dem Anruf Gottes

Zur Vertiefung seiner Kenntnisse wurde er im Alter von zwanzig Jahren auf die eben gegründete Talmudschule von Metz geschickt. Voll Begeisterung zog Joegel nach der Garnisonstadt mit ihrem regen, aber armen Judenviertel. Doch statt der gastlichen Aufnahme, mit der er gerechnet hatte, erwartete ihn eine bittere Enttäuschung. Verstört begann er sein Studium. Auf der Jesjiva (Talmudschule) hielt man starr und streng an der alten Tradition fest, und jede Frage nach Neuem wurde von den Lehrern heftig abgewehrt. Bedingungslos und ohne Vorbehalt hatte man sich zu ergeben. Wertunterschiede zwischen diesem oder jenem der vielen Gebote

gab es nicht. Die bei den Studenten und gewiß auch bei anderen Mitgliedern der jüdischen Gemeinde aufkommenden Fragen trafen auf einen unbeugsamen Konservatismus. Ideen über Bildung und Kultur, humane Werte und ihre religiöse Sinngebung fanden bei den Lehrern keine Gnade. Argumente wurden nicht geduldet. Selbst der Schein des Widerspruchs war schon gottlos. Joegel fühlte sich in zunehmendem Maße einsam. Die Hingabe an das Beharrende, das Dingliche machte ihn geistlich trocken, und der erstickende Formalismus der „religiösen“ Praxis isolierte ihn immer mehr. Ohne daß er es hätte ausdrücken können, wuchs in ihm ein innerer Widerstand gegen diesen Ritualismus, diese rein technische Anwendung unantastbarer Formeln, diesen Kult der Äußerlichkeiten. All dies wurde immer undurchsichtiger für ihn. Das Eigentliche fehlte, und er fühlte sich leer, am erstarren. Heimlich beschäftigte er sich mit der weltlichen Kultur, studierte Französisch, Deutsch, Latein und etwas Griechisch. Aber das konnte ihn von seiner Unlust und Einsamkeit nicht befreien. Verzweifelt suchte er nach einem Halt. So machte er mit seinen rabbinischen Studien Schluß und zog nach Paris. Von seinen jüdischen Überzeugungen war ihm nicht viel mehr geblieben als ein deistischer Gottesglaube. Er kam mit dem gelehrten Drach, einem bekehrten Rabbiner, einem kämpferischen und energischen Mann, in Verbindung. Dieser verschaffte ihm eine Unterkunft im Collège Saint Stanislas. Dort, in einer engen Kammer, heimatlos und vollkommen entwurzelt, hatte er die entscheidende Begegnung mit dem lebendigen Gott, dem „Dieu seul“. Darüber sagt er selbst: „Ich rief den Gott meiner Väter an, fiel auf die Knie und bat ihn mit aller Kraft, mich über die wahre Religion zu erleuchten. Ich flehte ihn an, mich den christlichen Glauben kennenzulehren, falls dieser der wahre wäre, wenn aber nicht, mich augenblicklich von ihm abzuwenden. Und der Herr, der denen nahe ist, die ihn aus tiefstem Herzen anrufen (Dt 4, 7; Ps 145, 18), erhörte mein Gebet. Im gleichen Augenblick wurde ich erleuchtet und sah die Wahrheit: der Glaube drang in meinen Geist und in mein Herz.“ Vollkommene Bereitschaft für den Willen Gottes („falls“ ... „wenn“ ...), zusammen mit der Erfahrung seiner Nähe, „für die, die ihn anrufen“, kennzeichnen von nun an das Leben Libermanns. In einer statischen, zur Form gewordenen Religion hatte er den Herrn nicht gefunden. Er begegnete Ihm in der Hingabe und im Gespräch. Hier wird für ihn fortan immer der Ort der Gegenwart Gottes sein.

Am Vorabend von Weihnachten 1826, im Alter von vierundzwanzig Jahren, wurde er getauft und erhielt die Namen François Marie Paul. Da er sich zum Priestertum berufen fühlte, trat er sofort in das Seminar von Saint-Sulpice ein. Am 9. Juni 1827 empfing er in der Kathedrale von Notre-Dame die Tonsur, am 12. Mai 1828 die niederen Weihen. Alles sieht danach aus, daß er nun seinen Standort im Leben gefunden habe und sich an einem festen Platz niederlassen könne. Aber da kommt Gott, ihn wiederum abzuholen, er muß wieder ausziehen. Kurz vor seiner Weihe zum Subdiakon erleidet er den ersten schweren epileptischen Anfall, der mit einem Schlag alle Zukunftsaussichten hinwegfegt. Das Blatt hat sich wieder gründlich gewendet; er hat nur noch Gott und das Ungewisse. Aber der Herr ist ihm offenbar ein größerer Halt als irgendwelche menschliche Voraussicht und Geborgenheit. Alle, die ihn gekannt haben, erinnern sich an die gelöste, heitere Unerschütterlichkeit, mit der er auf die plötzlichen und demütigenden Anfälle seiner Krankheit

reagierte. Das Verhalten des Epileptikers Libermann entsprach keineswegs dem Schema deterministischer Neurologen. Eine würgende Niedergeschlagenheit hätte ihm eigentlich allen Widerstand und alle Tatkraft nehmen und ihn in eine beklagenswerte Isolierung treiben müssen. Aber für den mit Gott verbundenen Franz erhielt diese destruktive Kraft eine ganz andere Bedeutung. Statt die Waffen zu strecken, begann er die Krankheit als einen Auftrag in seinem Leben zu sehen, einen Faktor innerhalb seiner Lebenssituation, worin Gottes dauernde Erwartung sich für ihn zeigte. So verlor seine Krankheit für ihn die negative Bedeutung, und obwohl seine Nervenstörungen in der einen oder anderen Form ihn ein Leben lang in ihrem Griff hielten, konnte er doch von „seiner teuren Krankheit“ sprechen. Er hatte es verstanden, von seinem Leiden Abstand zu gewinnen, so daß er sich mit einem gewissen Humor darüber äußern konnte: „Mein Kopfweh ist ein treuer Besucher. Meist biete ich ihm eine Tasse starken Kaffees an, und dann zieht er sich zufrieden zurück. Aber wenn ich nicht daran denke oder wenn ich keine Zeit für solche Höflichkeitsbezeugungen habe, dann läßt er es mich ziemlich fühlen. Bitte Gott nicht, mir diese Gesellschaft zu nehmen; sie ist mir von großem Nutzen.“

Jahre später (1845), als er einmal einem kranken Mädchen einen Rat gab, schrieb er über die Art, wie er die verheerenden Folgen, die seine Nervenkrankheit hätte haben können, gemeistert habe: „Ich kann Ihnen sagen, daß Nervenschmerzen im allgemeinen am besten ignoriert, vernachlässigt, vergessen werden sollten. In meiner Jugend hatte ich auch unter dieser Art Störungen zu leiden, und zwar in hohem Maße. Was mir die meiste Qual bereitete, war aber meine Angst, meine Unsicherheit, meine übertriebene Sorge. Sie müssen diese Gemütsbewegungen von sich fern halten, die Aufmerksamkeit von sich selber ablenken, sich nicht der beklemmenden inneren Angst überlassen. Entschlossen müssen Sie dagegen angehen und sich Gott gegenüber zu einem großen Gleichmut bringen, was die Erfahrung des Leidens betrifft. Diese Einstellung macht es möglich, zu handeln, als ob Ihnen noch niemals etwas zugestoßen wäre. Dieser Richtschnur, die ich Ihnen hier gebe, bin ich selbst aus dem Geist des Glaubens heraus und in dem Verlangen, Gott zu gefallen, gefolgt. Damals begriff ich nicht, daß es auch der Weg sei, meine Gesundheit wiederzugewinnen, denn ich ahnte noch nicht, daß dieses Vorangehen auch nützlich sein könne. Aber in der Tat hat diese Art des Verhaltens einen großen Anteil an meiner Genesung gehabt.“

Das Erstaunlichste ist wohl, daß die geistige Anstrengung, die die religiöse Überwindung seiner Krankheit ihn gekostet haben muß, keine Spur von Verkrampfung bei ihm zurückgelassen zu haben schien. Einhellig sprachen alle, die ihn gekannt haben, von der ruhigen Ausgeglichenheit und milden Gelassenheit (*douceur*) und von der großen Aufgeschlossenheit und Ruhe, die von ihm ausgingen. Le Vavas seur, sein nächster Mitarbeiter, bezeugte von ihm nach seinem Tode, daß niemals eine echte Unruhe von ihm Besitz ergriffen habe. So irreführend waren seine gleichmäßige Offenheit und Ruhe, daß manche im Seminar (also zur Zeit der Krisis seiner Krankheit) dachten, Franz Libermann lebe in einem Paradies und alles gehe ihm nach Wunsch. Das Geheimnis dieses Friedens (der alles Begreifen übersteigt, Phil 4, 7) enthüllte er später in einer Konferenz über die Vereinigung mit Gott: „Die Vereinigung mit Gott gibt einen großen inneren Frieden, der nicht einfach Abwesenheit

von Störungen bedeutet, sondern ein wesenhafter Friede ist, der uns von Gott zukommt und der die Verbundenheit mit Gott verinnerlicht und festigt.“

An seinen Bruder Samson, Arzt in Illkirch bei Straßburg, der 1825 auch katholisch geworden war, schrieb Franz Libermann, daß er wahrscheinlich für immer vom Subdiakonat zurückgestellt worden sei. Aber das „être à Dieu“, das Restlos-Gott-Gehören bedeute ihm mehr als das „avoir une place“, das Untergebrachtsein, das „Drinne“-Sein. Und er fährt fort: „Ob ich nun Priester bin oder nicht, Millionär oder Bettler, alles was ich bin oder besitze, gehört Gott. Verlange nicht von mir, daß ich anders handle, denn das wäre unbillig von Dir und nutzlos obendrein. Wenn mir unser Herr wie bisher seine Gnade verleiht, dann fordere ich die Welt heraus, einen glücklicheren Menschen zu finden . . .“.

Der Epileptiker als Seelenführer

Der Bischof entzieht ihm sein Stipendium. Carbon, einer der Seminarleiter, läßt Franz zu sich rufen und teilt ihm mit, daß er vom Priestertum absehen und das Seminar verlassen müsse. Libermann dankt dem Direktor und den übrigen Herren des Seminars für ihre Güte und für die Aufmerksamkeit, die sie ihm stets gewidmet haben. Ohne die geringste Aufregung, in vollkommener Ruhe und Ergebung, fragt er, wann er das Seminar verlassen müsse. Schon fast an der Tür, fragt ihn der Sulpizianer, was er nun zu tun gedenke und ob er wohl durchkommen werde. Sein Vater hatte ihn ja wegen seiner Taufe in einem schrecklichen Brief verflucht, und seine Angehörigen betrachteten ihn als tot. „Einkünfte oder Unterkunft habe ich zwar nicht“, gab er zur Antwort, „aber ich werde dorthin gehen, wohin die Vorsehung mich führt.“ Sein heiliger Friede bringt den festen Entschluß der Seminarleitung ins Wanken. Man bedenkt sich und bietet ihm eine Stelle als Faktotum im Nebenhaus von Issy an. Jahrelang betätigt sich Franz dort als Einkäufer und hilft im Garten.

Für einen psychisch Kranken wie er, ohne weitere Aussichten, hätte dieser Status endgültig ein sicherer Heimathafen sein können. Konnte jemand wie er noch Ansprüche auf mehr stellen oder sich Besseres wünschen? Aber Franz zieht sich nicht in ängstlicher Selbsterhaltung in die Abgeschlossenheit dieser anonymen Existenz zurück. Hochherzig und nackt stellt er sich allen Ansprüchen, die das wechselnde Leben noch an ihn geltend machen kann. Er ist immerdar bereit. Und der Ruf ergeht, und er nimmt die Verantwortung an. Viele Insassen des Seminars von Issy suchen seinen Rat und schenken ihm ihr Vertrauen. Sein Vorbild und sein Wort lassen sie nach dem Weg der restlosen Hingabe verlangen. Hingabe (abandon) und „douceur“: milde Ausgeglichenheit und gewinnende Gelassenheit, das waren die beiden Schlüsselworte für das Leben, die er jedem mitzugeben wußte. Das Leben ist ja ein Unternehmen Gottes, von Ihm entworfen, aber durch den Menschen zu vollziehen in der Zeit. Niemals enthüllt uns Gott Seinen Plan auf einmal, aber bei jeder Wegkreuzung, an allen Wendepunkten des Lebens, den großen und den kleinen, gibt er Seine Absichten im einzelnen zu erkennen. Unsere Aufgabe ist es, immer williger auf diese Leitung Gottes einzugehen und fortwährend achtzugeben, daß wir nicht unser eigenes Wissen und Planen gegen Gottes Plan ausspielen. Wenn auch unser kurzsichtiger Blick die Sinnhaftigkeit und Wirksamkeit von Gottes Plan nicht durchschauen kann,

so können wir ihm dennoch folgen. Wir müssen nur innerlich frei werden von aller Eigenwilligkeit und Selbsteingenommenheit. So kommt man zu dem Frieden, der „douceur“, zur Unbefangenheit und Unvoreingenommenheit, gegenüber allem Schicksalhaften. Denn Gott trägt die Verantwortung für das Gelingen dessen, was Er begonnen hat, und darum auch für das nach Seinen Fingerzeigen ausgeführte Unternehmen, das unser Leben ist.

Das war das Geheimnis des nervenkranken Franz, womit er seine gesamte Umgebung und nicht zuletzt den Arzt des Seminars so in Erstaunen setzte. Die Epilepsie zeigte bei ihm ihre übliche Gesetzmäßigkeit: Anfälle von unvorstellbarer Niedergeschlagenheit, schwere Melancholie, heftige Anfechtungen, mit allem ein Ende zu machen und sich zu ertränken. Aber seine Verbundenheit mit Gott hatte die Oberhand.

Im Seminar von Issy studierten auch einige künftige Eudisten. Die Kongregation stand vor dem Untergang, aber ihr Generaloberer, der energische „Monsieur Louis“ (Louis de la Morinière), der selbst Student von Saint-Sulpice gewesen war, hatte seine ganze Hoffnung auf die jungen Seminaristen gesetzt, mit denen er das Noviziat bei Rennes wieder eröffnen wollte. Was er brauchte, war ein guter Novizenmeister, und er erkundigte sich bei den Sulpizianern nach einem möglichen Kandidaten. Genau wie jetzt war es auch damals ungewöhnlich, einen abgeschriebenen, nervenkranken Priesterkandidaten mit einer derartigen Aufgabe zu betrauen, aber die Herren von Issy waren einmütig der Meinung, daß es keine bessere Wahl gab, daß in diesem Fall eine Ausnahme in jeder Hinsicht gerechtfertigt war, und sie wiesen de la Morinière auf Franz Libermann hin. Franz, der in den vergangenen acht Jahren ein geistlicher Mittelpunkt des Seminars geworden war, galt auch in den Augen der Professoren so sehr als ein Meister im geistlichen Leben, daß sie vor einer Neuheit nicht zurückschrecken.

Und Franz bricht von neuem auf. Das Leben, das für ihn allmählich wieder übersichtlich geworden war, ließ er hinter sich um einer neuen, gewagten Situation willen, die völlig ohne Beispiel war. Seine Novizen in Rennes sind meist Priester, im übrigen alte Hausgenossen von Issy, wo Franz ihre Einkäufe besorgt und im Garten gearbeitet hatte. Außerdem wohnt Monsieur Louis im gleichen Haus, und er hat die Dinge im Auge. Seine neue Aufgabe befreit Franz nicht von seinen Nervenankämpfen, und einmal, an einem Festtag, während einer Konferenz vor der ganzen Kommunität, schlägt er schäumend und zuckend zu Boden. „So einen armseligen Novizenmeister habt ihr“, sagt er still, als er nach dreiviertel Stunden wieder zu sich kommt. Eine unerklärliche systematische Obstruktion durch zwei Novizen, auf die er die größten Hoffnungen gesetzt hatte, und eine ungeheure innere Verlassenheit machen diese zwei Jahre in Rennes (1837—1839) zu einer großen Qual. Er lebt in der Überzeugung, daß er dort überhaupt nichts Gutes tun könne und für jeden ein Hindernis im geistlichen Leben sei.

Die neue Kongregation

Wieder mußte Franz die Situation überprüfen und im Lichte Gottes auf ihren verborgenen Auftrag hin befragen. Einerseits war es ihm immer deutlicher geworden, daß bei den Eudisten nicht länger seine Bestimmung lag; andererseits hatten sich

seit kurzem zwei kreolische Freunde aus Issy, die eine Priestervereinigung für das Apostolat unter den Negersklaven in den Kolonien gründen wollten, einige Male an ihn gewandt. Er selbst war in einer isolierten und verfemten Rasse aufgewachsen. Er kannte die Parallelen, die man zwischen dem beklagenswerten Zustand der primitiven Völker in fernen Landen und dem Elend des jüdischen Volkes in Frankreich, insbesondere im Elsaß zog. Verfechter der Emanzipation der elsässischen Juden hatten öfter diesen Vergleich angestellt und darauf hingewiesen, daß man zuallererst die Not einer Bevölkerungsgruppe des eigenen Landes zu lindern trachten müsse. Libermann, durch Christus emanzipiert, dachte über den Vorschlag seiner Freunde nach. Er fragte einen klugen Mann um Rat, den Ehrwürdigen Herrn Pinault von Saint-Sulpice. Die Nähe Gottes, in der Franz lebte, hatte ihm einen übernatürlichen Instinkt für Gottes Anruf in der Situation des Augenblicks, für den „moment de Dieu“ gegeben. Am 25. Oktober und nochmals am 28. Oktober 1839 kam außerdem eine ungewöhnlich klare innere Sicherheit über ihn, als er während der heiligen Kommunion Christus um Erkenntnis gebeten hatte. Schließlich stand für ihn fest: wie undurchsichtig Zukunft und Einzelheiten auch waren: Gott forderte ihn an für diese Arbeit an den verlassenen Seelen.

Psychisch noch immer Invalide, ohne die geringste Aussicht auf das Priestertum, und — ganz bewußt — ohne die geringste Empfehlung, reist er am 3. Dezember nach Rom. Er ist wieder auf dem Wege, ein Exodus ins Unbekannte. Es war in jeder Hinsicht eine Glaubensreise, und Franz begriff das vollkommen. Unterwegs nach Rom, schreibt er an seinen Bruder Samson: „... Ich habe Rennes für immer verlassen. Es ist eine große Unvorsichtigkeit, um nicht zu sagen eine Dummheit, in den Augen aller, die hierüber als Menschen dieser Welt urteilen. Ich war dort für die Zukunft untergebracht; ich konnte versichert sein, daß ich dort meinen Lebensunterhalt hatte und sogar mit einer achtbaren Existenz rechnen durfte. Aber wehe mir, wenn ich auf Erden meine Bequemlichkeit suche. ... Ich bin also weggegangen von Rennes. Jetzt habe ich keinen einzigen Menschen und kein einziges Geschöpf mehr auf der Erde, worauf ich mich noch verlassen kann. Ich besitze nichts, ich weiß nicht, was aus mir werden soll oder wovon ich leben werde. In den Augen der Welt werde ich ein verächtliches, vergessenes, verlorenes Leben führen. Ich werde von einer großen Anzahl Menschen verleugnet werden, die mich früher gern hatten und mir Achtung zollten ... Somit bin ich ein Unglücklicher für mein ganzes Leben. So argumentiert das Fleisch ... Aber wir wissen, daß wir einen Vater im Himmel haben und den großen und anbetungswürdigen Herrn Jesus, der diejenigen, die sich Ihm bedingungslos anheimgeben, nicht ihrem Schicksal überlassen wird. Sei deshalb nicht besorgt; wisse, daß ich der glücklichste Mensch der Welt bin, daß ich niemand mehr habe als Gott allein, mit Jesus und Maria ... Aber ich bin ins Reden gekommen und habe noch gar nichts über die Tatsachen berichtet, derentwillen ich doch gerade diesen Brief begonnen habe. Alles, was ich im Augenblick sagen kann, ist, daß Ihr Euch in gar keiner Hinsicht über mich beunruhigen müßt. Betrachtet mich lieber als tot und begraben, bittet Gott für mich, damit Sein Heiliger Wille geschehe. Ich kann Euch nicht mitteilen, was Gott in diesem Augenblick von mir verlangt; ich kann Euch nur sagen, daß ich das tun werde, was Ihm in Seiner Güte mir einzugeben gefiel, und daß ich mein Vertrauen auf Ihn setze. Die Zeit ist noch nicht gekommen,

mich näher zu erklären, nehmt mir das aber aus Liebe zu Gott nicht übel. Sein Wille ist, daß ich schweige . . . Später werde ich Euch mehr wissen lassen . . . Seid also beruhigt, und überlaßt Euch Gott mehr und mehr. Lebt in Liebe, als echte Jünger Jesu. In dieser Liebe bin ich Euer Franz.“ Wie der Glaubensritter aus Kierkegaards „Furcht und Zittern“ kann er nicht sprechen, „er spricht nicht mit menschlicher Zunge. Verstünde er gleich die Erdensprachen alle, verstünden seine Lieben sie mit ihm, er kann dennoch nicht sprechen, — er spricht in einer Sprache, die von der Gottheit kommt, er spricht in Zungen“⁶.

Ein begabter und wohlhabender Priester, de la Brunière, finanziert die Reise nach Rom, deckt die ersten Aufenthaltskosten und läßt dann Libermann allein zurück. Dieser nimmt Unterkunft in einer Dachkammer. Er verfaßt eine ausführliche Denkschrift für die Kongregation zur Glaubensverbreitung. Er liefert sie ab und erwartet danach in Geduld Gottes Absichten. Jeder zieht sich von ihm zurück, niemand glaubt mehr ernstlich an sein Unternehmen. Als ein törichtes, nichtiges Geschöpf steht er vor einer unerschütterlichen Mauer. Er glaubt an das höchst Unwahrscheinliche, an das menschlich Unmögliche. „Expectans expectavi Dominum“, schrieb er am Vorabend seiner Abreise aus Rennes, „wenn ich auch bis zu meinem Tode warten müßte, ich werde warten, wenn Gottes Wille sich nur vollkommen erfüllt.“ Als er zwei Jahre später einen Freund auf die Psalmworte „Expectans expectavi Dominum“ hinweist, fügt er hinzu: „das ‚et intendit mihi‘ (zweite Hälfte des Verses) folgt wohl später.“ In den langen Monaten des Wartens beschäftigt er sich mit Besuchen der verschiedenen heiligen Stätten Roms, und schließlich, in den letzten Monaten seines einjährigen Aufenthaltes in der Stadt, beginnt er, einen betrachtenden Kommentar zum Johannesevangelium zu schreiben. Sein Leben und die neun vergangenen Monate gläubigen Wartens *contra spem in spem* (Röm 4, 19) bilden selbst den besten Kommentar zu diesem Kommentar. Verweilend bei den Worten „Maria autem domi sedebat“ aus der Geschichte von der Auferweckung des Lazarus (Jo 11, 20) notiert er: „Maria wartete in Frieden und Ruhe, bis der Tröster Israels käme, um ihre Seele zu stärken. Ihre lebendige und feurige Liebe hatte ihr ein ebenso ungestümes Verlangen eingegeben wie ihrer Schwester Martha, endlich den großen Trost der Betrübten kommen zu sehen, der sie erquicken würde. Aber es ist der kontemplativen Liebe eigen, gleichzeitig ein starkes und heftiges Verlangen einzugeben und doch den Menschen, der von ihr (dieser Liebe) beseelt wird, in vollkommener Ruhe zu bewahren. Die kontemplative Liebe läßt den Menschen voll Frieden und ruhig auf Gottes Augenblicke warten (*fait attendre les moments de Dieu avec douceur et tranquillité*): Maria domi sedebat. Nach dem Hilferuf: Lazarus ist krank, kann selbst der Tod ihres Bruders ihr das ruhige Vertrauen auf Christus nicht nehmen.“ Libermann wußte was er schrieb.

Sein Warten war nicht von Resignation oder Gleichgültigkeit eingegeben, sondern von Vertrauen und Glaube. Es war nicht der Weg des geringsten Widerstandes; man bot alles auf, um ihn zu überzeugen, daß sein Vertrauen ungerechtfertigt wäre. Es war ebensowenig Mangel an Vorstellungskraft für das Törichte und Unmögliche seiner Situation, sondern bewußt und wohlüberlegt sah er davon ab, sich Empfehlungen zu beschaffen oder Verbindungen mit einflußreichen Personen anzuknüpfen.

⁶ Ausgabe: Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf o. J., S. 131.

Es geht ihm immer darum, Gottes Willen kennenzulernen. Es wäre darum nicht recht, sich eigenmächtig Seiner kaum enthüllten Pläne zu bemächtigen und Ihm Seine Unternehmung zu entwenden. Mehr als zehnmal, bei verschiedenen Gelegenheiten und gegenüber verschiedenen Personen, wird Libermann diese Verhaltensweise darlegen und rechtfertigen. „Meine Richtschnur (in Rom) beim Zustandekommen dieser heiligen Unternehmung ist: nie Seitenwege gehen. Ich habe nicht einmal einen Schirmherrn gesucht, sondern mich ruhig verhalten und lebte zurückgezogen. Mit niemand habe ich versucht, Bekanntschaft zu machen, niemand bin ich nachgelaufen. Zweimal war ich beim Kardinal, zweimal bei seinem Sekretär. Wenn es notwendig sein sollte oder die Umstände es erfordern, werde ich nochmals dorthingehen. Ich bin immer so vorangegangen, weil ich Angst hatte, mein Unternehmen zu stark zu wollen und so meinen Willen der Obrigkeit aufzuerlegen, während ich doch gerade darauf aus bin, Gottes Willen zu erfüllen, so wie er mir in der Person der Obrigkeit deutlich wird. Ich habe ihnen meinen Vorschlag vorgelegt, sie haben ihn untersucht und sind nun im Bilde. Sie wissen, was sie zu tun haben. Man hat mir meine sogenannte Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit, die ich zeigte, wohl übelgenommen, aber mir selbst habe ich hierüber noch nie einen Vorwurf gemacht.“ Später, als die römische Periode hinter ihm liegt, schreibt er einem Kartäuser: „Ich mußte mich in Rom wie ein Blinder opfern. Ich habe versucht, es gegen die menschliche Vernunft, die mich innerlich verurteilte, zu tun. Ich wurde durch eine innere gläubige Überzeugung geführt, die mir sagte, daß ich recht hatte und nach Gottes Willen handelte. Die Richtschnur, der ich bei diesem heiligen Unternehmen folgte, war: alles der göttlichen Güte zu überlassen und mich sozusagen in nichts einzumischen.“

„Das Unternehmen Gottes“

So hatte Gott ganz freie Hand, und Sein Unternehmen kam entgegen allen menschlichen Berechnungen zustande. Trotz des Achselzuckens vernünftiger Leute, die für den phantastischen Plan des mittellosen Epileptikers nur ein mitleidiges Lächeln und einen vielsagenden Blick oder eine spöttische Bemerkung hatten. Die Kongregation De Propaganda Fide nahm Libermanns Plan an, gab ihm aber gleichzeitig zu verstehen, daß er zuerst zum Priester geweiht werden müsse. Einige Zeit danach, nach einer Wallfahrt zum Heiligtum von Loreto, hörten die epileptischen Anfälle ganz auf. Wohl ließ seine Gesundheit sein ganzes Leben noch viel zu wünschen übrig: schwere, krampfartige Kopfschmerzen, Magen- und Darmstörungen, aber die Hindernisse, die zehn Jahre lang seiner Priesterweihe im Wege gestanden hatten, waren verschwunden. In Straßburg beendete er das unterbrochene Theologiestudium, und im Sommer 1841 wurde er zum Subdiakon geweiht. Schließlich wurde Franz in Amiens, wo das erste Haus für die neue Stiftung angekauft worden war, am 18. September 1841 Priester.

Aber auch als Priester, und nachdem die Gründung der Kongregation des Unbefleckten Herzens Mariens eine Tatsache geworden war, blieb Libermann seinem Grundsatz treu. Sorgfältig vermied er, sich in dem begonnenen Werk festzusetzen und Gottes Willen auf das Unternommene festzulegen und Ihn damit zu identifizieren. In vollkommener Gemütsruhe überließ Libermann in dieser allerersten Periode Gott die Sorge für die finanzielle Entwicklung und den Nachwuchs der jungen

Stiftung. Von Ihm begonnen, wird das Werk auch durch Seine Vorsehung erhalten, solange und so wie Er es will (und keine Minute soll es länger existieren). Alle Aufdringlichkeit und Reklame vermeidet er, um Gott nicht vorzugreifen und ihm die Sache nicht aus der Hand zu nehmen. Er schreibt nach Rom: „Ich habe gemeint, gut daran zu tun, mich zurückzuhalten und alles Drängen auf Vergrößerung unserer Zahl zu vermeiden, weil ich fest damit rechne, daß Gott, wenn Er uns für Sein Heilswerk braucht, uns diejenigen schickt, die Er für diese wichtige Aufgabe bestimmt hat. Man wird nie enttäuscht, wenn man sein ganzes Vertrauen in Seine Barmherzigkeit setzt. Wir haben uns nicht eingeschaltet in die großen und wichtigen Aufgaben der Heidenbekehrung, sondern die Vorsehung hat uns dazu gezwungen. Wir haben also allen Grund, anzunehmen, daß Gottes Güte uns nicht im Stich lassen wird.“ Und einem befreundeten Priester: „Mein Prinzip ist, daß ich nicht ein Handelsunternehmen leite, das mir gehört, sondern mit einem Unternehmen Gottes betraut bin. Ich bin ein kleiner, unwichtiger Diener im Haus des Vaters. In dem Winkel des Hauses, in den Er mich gestellt hat, warte ich ruhig ab, ob es Ihm gefällt, mir Arbeit zu geben, wie auch Mitarbeiter, mir bei der Arbeit zu helfen. Ich gebe gut acht, daß ich nicht selber meine Beschäftigungen bestimme, und ich glaube auch nicht, das (früher) getan zu haben. Es ist immer der Herr gewesen, der sie mir aufgetragen hat.“ So werden auch alle Arbeitsgebiete für seine Gesellschaft ihm von Gott zugewiesen.

Libermann verweigert Gott nichts; energisch und mit dem Einsatz all seiner Talente geht er auf jeden Anruf Gottes ein, aber nie beginnt er für sich selber, „auf eigene Rechnung“. Das Prinzip, das er für das geistliche Leben vorschlägt, gilt bei ihm ebenso für die Arbeit in der Welt wie in der Kirche: nie ein eigenes Unternehmen daraus machen. Die kritischen Momente, in denen die Versuchung stark wurde, eigenmächtig einzugreifen und wie Ussa (2 Sam 6, 6) ungefragt und unerwünscht menschliche Machtmittel zur Unterstützung des scheinbar wankenden Werkes Gottes einzusetzen, fehlten auch jetzt nicht. Die ersten Mitglieder sind herangebildet, aber der Zugang zu den Arbeitsgebieten scheint hermetisch verschlossen zu sein: die französische Regierung hat dem Kolonialseminar zum Heiligen Geist ein Monopol gegeben und weigert sich hartnäckig, noch andere Missionare in die Kolonien zu lassen. Und an Nachgiebigkeit seitens der englischen Kolonialbehörden brauchen französische Priester gar nicht zu denken. In beharrlichem Glauben wartet Libermann, bis es Gott gefällt, dieses Hindernis zu überwinden. Und dann steht er wieder vor der entgegengesetzten Schwierigkeit: die Vorsehung überträgt der jungen Kongregation ein Gebiet nach dem anderen: Mauritius, La Réunion, Haïti, Guinea, Gabon, und schon beginnen Verhandlungen wegen Australien und Madagaskar. Le Vavasseur, der kreolische Freund der ersten Stunde, der inzwischen auf La Réunion tätig ist, reagiert scharf. Er, der Mitbegründer, stellte sich den Gang der Entwicklung ganz anders vor. Anstatt die junge Kongregation zu konsolidieren und ihre Aktivität zusammenzufassen, ist Libermann dabei, das eben geborene Institut auszuhöhlen, zu untergraben. Außerdem sind die Australier keine Neger; und ist das Werk nicht für die Schwarzen gegründet worden? Aber für Franz Libermann ist die höchste Richtschnur Gottes Wille und nicht zaghafte menschliche Vorsicht. Er schreibt einem Freund: „Wenn wir beim Ausbau unserer kleinen Gesellschaft der normalen Handlungsweise gefolgt wären, hätten wir uns beschränken, unsere Kräfte

konzentrieren und mit aller Macht danach streben müssen, uns zu konsolidieren. Mit großer Furcht habe ich aber anders gehandelt; die Umstände zwangen mich dazu. Die göttliche Vorsehung hat uns geführt, und diese hat die Dinge nicht entsprechend unserer Vorsicht geregelt. Eigentlich habe ich nie gewagt, Partei zu ergreifen, im Gegenteil, ich versuchte, der üblichen Vorsicht zu folgen, weil ich Angst hatte, mich zu irren. Ich hatte niemanden, mich zu beraten. Ich bin also mir selbst überlassen worden. Deshalb muß ich fortwährend auf der Hut sein, vor allem wenn es sich um Entscheidungen von folgenschwerem Gewicht handelt, die so sehr gegen die Einsicht vernünftiger Menschen stehen. Ich habe mein Vertrauen auf Gott gesetzt, und seine Vorsehung hat entschieden, was ich nicht zu unternehmen wagte.“ Und an Le Vavas-seur: „Du darfst nicht der falschen Überlegung folgen, daß man zuerst das Sichere wählen müsse, ehe man das Unsichere angreift. Wenn Paulus so gedacht hätte, hätte er nie soviel zur Ehre Gottes tun können. Sicher, wir sollen keine unvernünftigen Dinge tun und uns nicht leiten lassen von einer unsteten Phantasie, aber auch nicht von dem Erfolg versichert sein wollen, noch ehe man die Arbeit begonnen hat.“

Auf überzeugende Weise hat Libermann in seinem eigenen Leben gezeigt, wie richtig diese Grundsätze waren, und wie wenig sie mit Mangel an Initiative, Passivität oder Trägheit zu verwechseln sind. Die Arbeit, die er leistete, ist, angesichts seines kläglichen körperlichen Zustandes, nahezu unglaublich. Zu einer Zeit, als es fast noch keine Erfahrungen gab, organisierte er die Missionsarbeit im kaum erschlossenen inneren Afrika. Die Kongregation zur Verbreitung des Glaubens bat ihn mehr als einmal um seinen Rat, akzeptierte einmütig seinen neuen Arbeitsplan über die Evangelisierung Afrikas, dessen wichtigste Kapitel dem einheimischen Klerus gewidmet sind sowie der Entwicklung des Unterrichtswesens, besonders auf dem Sektor der Landwirtschaft. Nur sein Vorschlag, in diesen priesterarmen Gebieten Laien einzuschalten, die die niederen Weihen erhalten sollten, um auf diese Weise mehr in das direkte Apostolat einbezogen zu werden, wurde von Rom nicht als opportun erachtet. Auch richtete die Kongregation De Propaganda Fide sich nach seinen Anweisungen bei der Einführung der Hierarchie in den französischen Kolonien. Wiederholt mußte Libermann dafür auch Kontakt mit der französischen Regierung aufnehmen. Nach seinem Tod bezeugte man, daß die günstige Abwicklung dieser Angelegenheit nur durch Libermanns Takt, Höflichkeit und Abgeklärtheit möglich war, indessen er gerade in diesen Monaten einem Zustand totaler Erschöpfung nahe war. Sein ausgeglichenes Urteil und sein kluges Auftreten verstanden es, vom Kolonial-Ministerium, ohne daß dieses sich verletzt oder unter Zwang gesetzt fühlte, zu erreichen, daß man von den Privilegien und Rechten auch im geistlichen Bereich, die bisher immer von den Gouverneuren der Kolonien ausgeübt wurden, absah. Auch in den anderen Ministerien (Marine und Kultus) wußte man sowohl vor wie nach den Umwälzungen der Revolution von 1848 die Ausgeglichenheit und Integrität Libermanns, womit er die delikatesten und heikelsten Probleme behandelte, zu schätzen. Er reorganisierte und sanierte das geistlich so verkommene Kolonialseminar von Paris. Er veranstaltete wöchentliche Konferenzen für den Klerus der französischen Hauptstadt und führte selbst dabei den Vorsitz. Gelehrte verschiedener Fachgebiete wohnten in seinem Mutterhaus und hielten dort Konferenzen ab. Er entwarf Pläne für die Seelsorge unter den Seeleuten, in den Hafenstädten wie

auch auf See. Er nahm sich in dieser Zeit der beginnenden Industrialisierung des Schicksals der sozial und religiös unbetreuten Arbeiterklasse an. Für Arbeitslose organisierte er Zusammenkünfte und suchte nach Mitteln, um sie auch materiell zu unterstützen. Auch der Seelsorge unter dem Militär und den Galeerensträflingen galt seine besondere Aufmerksamkeit, ebenso den verwahrlosten Landpfarreien. Er wurde von solchen besucht, die etwas für uneheliche Kinder und für Spätberufene unternehmen wollten. Wo er konnte, förderte er den Gregorianischen Gesang und die römische Liturgie. Zögern in seiner Umgebung und möglicherweise auch eine gewisse Scheu seiner Nachfolger bewirkten, daß viele Pläne ihren Stifter nicht überlebt haben.

Und doch hatte er nichts von einem Manager. An einen Mitbruder, der die Verantwortung für eine ihm übertragene Aufgabe zu schwer fand, schreibt er: „Was Dich selbst betrifft, so geht es nicht darum, Deine eigenen Belange zu suchen und Dich aus der Verwaltungsaufgabe zurückzuziehen; es geht um die Sache Gottes! Gehören wir doch zu den Ärmsten, die zu Seiner Ehre zum Opfer bestimmt sind. Wenn ich dem Widerwillen Gehör schenke, den ich bei dieser mühevollen Aufgabe empfinde, dann könnte ich mich jeden Augenblick davonmachen und mich in der Einsamkeit verbergen. Wir müssen unser Leben jedoch in der Sorge für das Werk, für die Ehre unseres Gottes verbringen. Hab doch ein bißchen Mut, Geduld, Vertrauen, Demut. Gott wird Sein Werk ausführen auch mit den miserabelsten Werkzeugen. Laß Dich nicht entmutigen durch unsere Verluste in Guinea. Die Verluste tun uns kein Unrecht an.“

Neue Prüfungen

Verluste in Guinea: Tatsächlich verlor Libermann innerhalb eines Jahres so ziemlich alle seine besten Mitarbeiter der ersten Stunde. Der Gott des Isaakopfers ist derselbe geblieben: Er fordert die Hergabe der jungen Erstgeburt des Glaubens. „Und Gott stellte Abraham auf die Probe“ (Gen 22, 1). Die Mission in Australien erwies sich als völliger Fehlschlag. Schließlich verlangte Gott von ihm die Hergabe seiner ganzen Kongregation, seiner eigenen Stiftung, die ein Stück seines Lebens und seiner selbst war. Im Jahre 1848, nach einer Reihe von Begegnungen mit Libermann und nach einigen Besprechungen in Rom, die von einem Vertreter der alten Gesellschaft vom Heiligen Geist geführt wurden, hob der Heilige Stuhl Libermanns Kongregation auf: der Generalobere und seine etwa vierzig Mitglieder sollten in die Gesellschaft vom Heiligen Geist eintreten, ihre Regeln und ihren Namen annehmen; Libermann sollte der neue Generalobere sein. Als das bekannt wurde, brach unter den Mitgliedern der gerade gegründeten, so vielversprechenden und blühenden Kongregation Libermanns Panik und Revolte aus. Das Seminar vom Heiligen Geist genoß überall einen schlechten Ruf. Die gleichnamige Genossenschaft war zum Aussterben verurteilt; sie bestand schlecht und recht noch aus fünf Mitgliedern, Professoren. Libermann verstand es jedoch, unter seinen enttäuschten Mitbrüdern den Frieden und die innere Gemütsruhe wieder herzustellen. Er wies auf den Willen Gottes hin, der sich deutlich gezeigt hatte, und sprach dann über die innigen Beziehungen zwischen dem Heiligen Geist und dem Unbefleckten Herzen Mariens. Daß der Zusammenschluß beider Gesellschaften in kurzer Zeit ein Erfolg wurde, und vor

allem, daß gleichzeitig das Kolonialseminar vom Heiligen Geist religiös wieder aufblühte und das Vertrauen der französischen Bistümer wiedergewann, ist der entwaffnenden Unerschütterlichkeit, Milde und Einfühlungsgabe zu danken, womit er auch den Intrigen verbitterter Seminaristen entgegenzutreten wußte.

Keine Situation war verfahren oder aussichtslos genug, um Libermann das Gottvertrauen rauben zu können. Er war Gottes so sicher, verließ sich so sehr auf Ihn, daß er, wo andere Alarm schlugen, ruhig, milde und offen blieb, als liege die ganze Zukunft offen vor ihm. Nach Erhalt eines Briefes mit nichts als schlechten Nachrichten von Le Vavasseur, seiner rechten Hand, schreibt er zurück: „Dein Brief hat mir sehr, sehr gut getan. Er hat mir wieder neuen Mut gegeben, um alle Kräfte, über die ich verfüge, im Dienst für Gott einzusetzen, an den armen Gebieten, deren Not so überwältigend groß ist, daß selbst Gottesmänner daran verzweifeln. Was mich betrifft, so habe ich mehr Hoffnung als jemals; und das gerade deshalb, weil die Situation so hoffnungslos erscheint“ (Brief vom Mai 1850). Was sein Zeitgenosse Søren Kierkegaard 1843 so ergreifend und eindringlich ausgedrückt hat (in „Furcht und Zittern“), nahm in Libermanns Leben Gestalt an: Glauben heißt glauben an das „Absurde“.

„Der Augenblick Gottes“

Und was er selbst lebte, das künden auch seine Briefe. Er schrieb aus einem einzigen Lebensgrundsatz, mochte er nun Ratschläge an Organisatoren erteilen oder Direktiven in der Seelenführung geben. Man kann nichts Besseres tun, als ihn selbst in einer kleinen Blütenlese zu Wort kommen lassen.

An jemanden, der ein Werk für Spätberufene gründen will: „Ich glaube, daß es nicht die gewöhnliche Art der göttlichen Vorsehung ist, eine Arbeit mit einem bis in Einzelheiten festgelegten Plan anfangen zu lassen.“ An einen Mitbruder, der gerade mit der Missionsarbeit in dem noch kaum erkundeten Afrika begonnen hat: „Wir machen uns eine zu vollkommene Vorstellung von dem, was uns vorschwebt, und wir verlangen, daß diese vollkommene Vorstellung der Angelegenheit ohne Abstriche zur Ausführung kommt. Aber so geht die göttliche Vorsehung nicht voran und hat es noch nie getan. Gott läßt den Anfang immer schwach und unvollkommen sein; Er will allerlei Mangelhaftes am Anfang. Wir müssen uns Seinem Willen unterwerfen und die Dinge tun, so gut wir können.“ In einem Brief an die Generaloberin der gerade gegründeten Schwestern von Castres, hinsichtlich Geldangelegenheiten: „Wir könnten gleich Schluß machen, wenn wir nicht imstande sind, unser Vertrauen auf Gott zu setzen. Ich brauche nicht weiter darauf einzugehen. Es ist allzu klar und von jedem zu bejahen.“ Im Jahre 1844 schreibt er an einen gewissen Lemercier: „Sei immer bereit, um alles zu tun, was Gott Dir befehlen könnte, aber warte, bis Er spricht. Wir dürfen Seinen Initiativen nicht vorausseilen, noch diese (eigenmächtig) erfinden . . . Wenn der Augenblick Gottes (*le moment de Dieu*) da ist, dann wird Sein Wille sich stets in Frieden und Ruhe zeigen.“ An die Generaloberin von Castres schreibt er ein anderes Mal: „Ich hoffe, daß Ihre Schwestern nichts dabei verlieren, wenn sie Geduld üben, und daß Gott sie belohnen wird, weil sie warten konnten. Sie sollen immer mehr lernen, daß es stets gut ist, auf die Augenblicke Gottes zu warten (*d'attendre les moments de Dieu*). Unsere ungeduldige Natur will aber immer diese Augenblicke beschleunigen, ja, wenn es möglich wäre, gar den

Augenblick Gottes erschaffen; und wenn es uns dann unglücklicherweise gelingt, vor der durch Gott bestimmten Zeit anzufangen, dann sind wir zufrieden, toll vor Vergnügen und selbstzufrieden. Aber bei der ersten besten Gelegenheit bricht man sich Arme und Beine, und innere Spannung, Unruhe und Mutlosigkeit bemächtigen sich unser, als Tausch für das Entzücken, die Selbstsicherheit und den unzeitigen Enthusiasmus von früher.“ Und an die Schwestern selbst: „Zwingen Sie Gott nicht, Ihre Dienste anzunehmen. Zwingen Sie Ihn vor allem nicht, von Ihren Diensten Gebrauch zu machen vor der Zeit, die Er dafür in Seinem Plan festgesetzt hat.“

An einen Volksmissionar in Bordeaux: „Gewöhnen Sie sich daran, in allen Dingen, immer und unter allen Umständen dem Gang der Vorsehung zu folgen, zu folgen, lieber als ihr vorauszu laufen.“ Die Glaubenserziehung, die Gott dem Menschen zuteil werden läßt, besteht darin, daß Er den Menschen lehrt, sich Gottes „Tempo“ anzupassen, sich in Gottes „Rhythmus“ einzufügen. In einem Bild brachte Libermann das einmal so zum Ausdruck: „Pflanzen, die schnell wachsen, entwickeln sich wenig und verwelken schnell. Die Bäume, die langsam wachsen, werden groß und haben ewig Bestand. Wenn Du in der Mission manchmal einen schnellen und bequemen Erfolg hast, dann fürchte für diese Mission. Wenn sie im Gegenteil Zeit fordert, dann erwarte viel von ihr, wenn Du nur in Dir selbst die Kraft einer beharrlichen und heiligen Geduld hast. Unsere Phantasie hält nichts von Langsamkeit, aber jemand, der sich selbst zu verleugnen weiß, fühlt sich wohl dabei.“ An einen Kanonikus in Belgien: „Ein Werk nur dann unternehmen, wenn man absolute Garantie hat, daß alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt sind und man sicher ist, Erfolg zu haben, heißt nichts weiter, als der göttlichen Vorsehung den Rücken kehren.“ An einen Freund: „Du siehst, ich kann nicht tun, was ich will. Die göttliche Vorsehung führt unsere Sache ohne mich. Ich kann Dir versichern, wenn ich meinen eigenen Ideen gefolgt wäre, hätte ich mich wohl gehütet, soviel auf einmal zu unternehmen. Es jagt mir einen Schrecken ein, aber was kann ich tun? Darf ich Gottes Willen, der mich einfach zwingt, Widerstand bieten? Unsere armselige menschliche Voraussicht reicht nicht sehr weit. Gott wird uns Seine Pläne und Seinen Willen enthüllen. Laßt uns dafür sorgen, daß wir nicht Gefangene unserer eigenen Ideen sind. Laßt uns nicht trotzig sein. Ich würde es als Sünde betrachten, den Ereignissen Widerstand entgegenzusetzen.“ An seinen späteren Nachfolger in der Leitung der Genossenschaft: „Wir müssen uns durch die Ereignisse leiten lassen, so wie die göttliche Vorsehung sie schickt. Es ist das Klügste, was man tun kann: keinen Widerstand leisten und ein brauchbares Werkzeug in den Händen Gottes sein.“ An einen jungen, noch unerfahrenen Missionsbischof in Afrika schreibt er (Oktober 1851, einige Monate vor seinem Tod): „Jetzt, da sich Ihnen unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, laufen Sie Gefahr, sich zu sehr davon beeindruckt zu lassen, überempfindlich zu werden, so daß Sie die Schwierigkeiten nicht mehr loslassen. Aber, Monseigneur, gerade so riskieren Sie am meisten, unvollkommen zu handeln. Was können Sie ausrichten gegen unübersteigbare Schwierigkeiten? Nichts. Und deshalb müssen Sie demütig, ruhig, liebevoll und in Hingabe sich beugen. Sie müssen die Hindernisse als einen Teil von Gottes Willen ansehen. Ich habe besonders die bedrängte Lage im Auge, in der Sie sich befinden: der Mangel an tüchtigen Obern. Die Schwierigkeit ist bitter für jeden, der in dieser Situation steht, teils aus

dem Blickpunkt des Glaubens, teils von der menschlichen Vernunft und aus dem Drang natürlicher Aktivität her geschen. Es wäre tatsächlich ausgezeichnet, die Mission in einem Gebiet zu festigen, wo sie nach aller Wahrscheinlichkeit einmal blühen wird; es wäre klug, von dieser günstigen Gelegenheit Gebrauch zu machen . . . aber Sie haben leider nicht die Möglichkeit, diese Gelegenheit zu ergreifen . . . Lassen Sie uns doch nur die Aufgabe erfüllen, die Gott uns überträgt, nur die Aufgabe, zu der wir fähig sind, aber das mit Frieden, Vertrauen, Beharrlichkeit und Demut. Wenn wir dann feststellen, daß noch mehr getan werden müßte, als wir wirklich tun, bewahren wir weiter unsern Frieden und unsere Demut. Wenn wir alle klugen Maßregeln getroffen haben, die Gott in Seiner Güte uns eingab, dann müssen wir uns auf Ihn allein verlassen, nicht auf die Maßregeln noch auf unsere Erkenntnisse, nicht einmal auf die, die wir von Gott empfangen zu haben meinen. Wenn wir auf unsere Entscheidungen und unsere Einsichten bauen wollen, dann hätten wir uns schließlich an Gottes Stelle gesetzt, und fänden statt Gottes Segen unser eigenes Wirken vor. Und wir würden das Licht Gottes in unser düsteres natürliches Licht verwandeln.“ Ein anderer Bischof in einer französischen Kolonie will ein eigenes Seminar errichten. Pater Libermann schreibt ihm: „Seien Sie nicht beunruhigt, Monseigneur, über den möglichen Schaden, der uns (nämlich dem Kolonialseminar in Paris) hieraus erwachsen könnte. Wir sind für die Werke Gottes geschaffen und nicht diese für uns. Das größte Unheil, das uns treffen könnte, wäre wohl, wenn wir die Werke, für die Gott uns einsetzen möchte, zu unserem eigenen Vorteil gebrauchten.“ Schließlich kann Libermann in aller Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit seinen nächsten Mitarbeitern gegenüber bezeugen: „Ich glaube, ich darf wirklich sagen, daß ich nicht die geringste Bewegung gemacht habe, um die Ketten, die Gottes Wille mir anlegt, abzuschütteln. Es ist mir mehr wert, der Letzte zu sein im Reiche des himmlischen Vaters, aber Seinem heiligen Willen unterworfen zu sein, als mich auf den ersten Rängen zu befinden, dabei aber den Weg zu verlassen, den dieser göttliche Wille mir vorgezeichnet hat.“

„Der Mensch ist nichts, Gott ist alles“

Das ist Libermann. So radikal wie möglich Abstand nehmen von sich selbst, von allem, selbst der feinsten Form eigenmächtigen Beharrens und Sich-durchsetzen-wollens. Sich niemals mit einem Plan Gottes aus dem Staube machen, sondern immer und unablässig in Seinem Bereich bleiben. Unerschütterliche innere Ruhe: gegenüber den Dingen, wie dringend und aufregend sie auch sein mögen; gegenüber den Menschen, wie irritierend und engherzig sie auch sein mögen; gegenüber sich selbst, in welcher Situation auch immer. Unbedingte Treue zum „moment de Dieu“, zu Gottes Appell in der stets wechselnden Situation. Wenn Libermann so oft von Friede (*paix*), Hingabe (*abandon*), Ruhe (*tranquillité*), Milde (*douceur*) spricht und wenn dies, wie die Zeugnisse einstimmig bestätigen, in seinem Antlitz und in seinem Tun eingegraben war, dann bezweckte er damit nicht nur eine innere Haltung einzig für stille Meditationsstunden, für ein verstohlenes Ekchen des Herzens, gegenüber einem weltfernen, untätigen, still thronenden Gott. Was er anstrebt ist vielmehr die „*union pratique*“, eine Gemeinschaft der Tat, die konkrete und praktische Vereinigung mit Gott im ganzen Leben, wie und wo auch immer. Das fortwährend-dienstbare Zu-

sammensein, Zusammenleben mit Gott, in allen Lebensumständen. Als „ein wahrer Israelit“ kennt er keinen Unterschied zwischen heiligen und profanen Lebensbereichen. Alles dient ihm als Glaubenszeugnis, sein Gott ist ein unternehmender Gott, der Seinen Anruf und Seine Erwartung in das Gewand der Zeit, des Lebensschicksals und des Lebenslaufs hüllt.

Oft hat Libermann sein Verlangen nach Einsamkeit, nach dem rein kontemplativen Leben ausgesprochen. In der Tat hätte er ein guter Kartäuser sein können. Aber aus derselben kontemplativen Grundhaltung einer ständigen Bereitschaft und eines ständigen Hinhörens auf Gottes Anruf ist er nun ein Organisator in der Kirche geworden, der keinen Augenblick in Ruhe gelassen, mit Arbeit überhäuft wird, während schwerer Kopfschmerzen Brief um Brief⁷ schreibt: in seinem Zimmer, auf dem Schiff, in der Postkutsche, der Tausende von Kilometern reist, unvorstellbar viele Kilometer zu Fuß zurücklegt, überall spricht und konsultiert wird, von einfachen Menschen wie von Obrigkeiten. Dieser Behinderte, der mit seiner Krankheit und mit der weltfremden Erziehung im Getto eine durchschlagende Entschuldigung hätte anführen können, um sich vor dem beweglichen, aufrüttelnden Gott mit Seinen ungelegenen Anrufen zu verbergen, hat sich in der Welt Gott ausgesetzt, großmütig, ohne Vorbehalt. Und dieser überbeschäftigte, überall eingesetzte Organisator, Berater, Seelenführer wußte anderseits durch seine Einstellung auf Gottes Anweisungen und Gottes Tempo dem Bann der eigenen Erkenntnis und der Begeisterung für eigenmächtige Pläne zu entgehen. Immer deutlicher ist er ein „Mann Gottes“ geworden.

Aus seinem Leben heraus müssen wir die Worte begreifen, die er auf seinem Sterbebett flüsternd sprach: „Der Mensch ist nichts, Gott ist alles.“

Er starb am 2. Februar 1852. Die Kommunität, die zur Vesper von Mariä Lichtmeß in der Kapelle versammelt war, sang gerade: „Et exaltavit humiles.“ Vierundzwanzig und ein halbes Jahr war er Jude, fünfundzwanzig und ein halbes Jahr war er Christ.

Die Kirche erklärte ihn 1876 verehrungswürdig.

⁷ Die Briefe Pater Libermanns sind in „Notes et Documents“, Paris, Maison Mère des Pères du Saint Esprit, 14 tomes, herausgegeben worden. Jeder Band umfaßt ungefähr 500 Seiten.